

A N D R E A Z I M M E R M A N N



LIKE
SUN & RAIN



WELTENBAUM
VERLAG

ANDREA ZIMMERMANN




WELTENBAUM
VERLAG

WELTENBAUM VERLAG
Vollständige Taschenbuchausgabe
05/2026 1. Auflage

Like Sun & Rain

© by Andrea Zimmermann
© by Weltenbaum Verlag
Egerten Straße 42
79400 Kandern

Umschlaggestaltung: © 2026 by Magicalcover
Lektorat: Julia Schoch-Daub / Feder und Flamme Lektorat
Korrektorat: Hannelore Ebers
Buchsatz: Giusy Amé
Autorenfoto: Privat

ISBN 978-3-69067-055-5

www.weltenbaumverlag.com

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors
unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige
Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche
Zugänglichmachung.

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.de> abrufbar.

Andrea Zimmermann

LIKE
SUN & RAIN

Dystopie Romance

Playlist

1. Icarus Interlude (ZAYN)
2. Undisclosed Desires (Muse)
3. Fuel To Fire (Agnes Obel)
4. Lose You To Love Me (Selena Gomez)
5. bury a friend (Billie Eilish)
6. Good Guy (ZAYN)
7. Doomsday Blue - Intimate Version (Bambie Thug)
8. Let's Pretend (Dekker)
9. What Goes Around (Justin Timberlake)
10. Bloodstream (Ed Sheeran)
11. Break My Baby (KALEO)
12. Stop This Flame (Celeste)
13. Living For Today (Terrell Hines)
14. Fuchsia Sea (ZAYN)
15. Hollow (Dons)
16. Movement (Hozier)
17. Everything Matters (AURORA)
18. Sunlight (Hozier)
19. Science (Niall Horan)
20. rEaR vIeW (ZAYN)
21. Work Song (Hozier)
22. iT's YoU (ZAYN)
23. Angel Of Small Death & The Codeine Scene (Hozier)
24. Steal (Mariobou State; Holly Walker)
25. Common (ZAYN)

Prolog | R: Die Farbe der Sonne

Wenn ich aufwachte, herrschte um mich herum meistens Stille.

Durchdringende, bleierne Stille.

Da war nur das stetige Pochen meines Herzens, zusammen mit dem Rauschen des Blutes in meinen Ohren und dem schabenden Geräusch, wann immer genug Kraft in meine Gliedmaßen zurückkehrte, um meine Finger gegen das weiche Material unter mir zu bewegen. Das war die Matratze eines Betts, mitsamt Kopfkissen und Decke, das wusste ich.

Grau. Alles davon war grau.

Grau war eine Farbe.

Das behauptete zumindest mein Gehirn, jedes Mal, wenn es mir gelang, nicht nur die Finger zu bewegen, sondern auch die Augenlider aufzuschlagen. Dann sah ich das hellgraue Bett, die weißen Wände und die bunt blinkenden Geräte neben mir. Und den Ständer mit der durchsichtigen Flüssigkeit in einem Beutel.

Ein *Tropf*.

Auch das wusste ich.

Wenn ich aufwachte, stellte ich immer wieder fest, dass ich eine ganze Menge wusste. Allerdings reichte mir die Zeit nie, um mir über diese *ganze Menge* hinaus Gedanken zu machen. Zum Beispiel darüber, wo genau ich war. Warum ich hier war. Und wenn es mir doch gelang, einige Theorien zu sammeln, waren diese bis zu meinem nächsten Aufwachen restlos verschwunden. Zwar ahnte ich dann noch, *dass* ich mir Gedanken gemacht hatte, konnte diese aber nicht mehr greifen. Lediglich ein schwacher Nachhall blieb, Funken der Erinnerung, winzige Einblicke.

Solche sammelte ich sehr viele. Ich klammerte mich verbissen daran fest, voller Angst, dass sie mir jeden Moment wieder entrissen werden könnten.

Der wichtigste davon war *er*.

Der junge Mann mit dem strahlenden Haar, den durchdringend blauen Augen und den feinen Punkten auf der Nase. Er faszinierte mich. Noch nie hatte ich so helles Haar gesehen. Ich kannte nur schwarzes und braunes. Wie man seines wohl nannte? Das gehörte zu den Dingen, die ich *nicht* wusste. Die Momente, in denen ich verzweifelt mit meinen Kräften gerungen hatte, um die Hand nach ihm auszustrecken und diese verwirrend leuchtenden Haarsträhnen zu berühren, konnte ich nicht mehr an zwei Händen abzählen. Gelungen war es mir bisher nie. Wann immer ich das Gefühl hatte, dass genug Kraft in meine Glieder floss, um einen Arm zu heben, statt nur mit den Fingern zu zucken, verflüchtigte sich diese wieder. Sie ließ meinen Körper schwer werden und mein Blickfeld flimmern, bis meine Augen von selbst wieder zufielen, und dann verschwand alles um mich herum in gähnende Leere.

Immer und immer wieder.

Aber das hielt mich nicht davon ab, den Mann mit dem Haar in der Farbe der Sonne zu beobachten, solange mir Zeit dafür blieb. Seltsam eigentlich, wenn man bedachte, dass ich die Sonne noch nie gesehen hatte – zumindest konnte ich mich nicht daran erinnern –, aber ich stellte sie mir strahlend und warm und wunderschön vor.

Immer wenn er hier war, kämpfte ich besonders darum, wachzubleiben und mich zu *erinnern*. Sein leuchtendes Haar würde ich nicht mehr vergessen, da war ich mir sicher, aber dann waren da auch noch die Pünktchen auf seiner Nase, das tiefe Blau seiner Augen, sein sanftes Lächeln.

Einmal wachte ich auf, da nahm er gerade einen dicken Verband von meinem Arm, schüttelte dabei ununterbrochen den Kopf und murmelte unverständliche Dinge. Dann hob

er meinen Arm hoch und zeigte ihn mir, zusammen mit einem »Sieh dir das an, das gibt es doch nicht«, und ich musste ihm zustimmen, denn dort war nichts. Nicht der geringste Kratzer, der einen Verband rechtfertigen würde. Mal abgesehen von dem vielen getrockneten Blut, das an dem weißen Stoff haftete und ekelerregend stank. Woher stammte es? Hatte ich mich verletzt? Ich erinnerte mich nicht daran, und es war mir auch egal. Hauptsache, ich vergaß nicht, wie *er* mit mir gesprochen hatte.

Das war mein Leben.

Fetzen. Bruchstückhafte Erinnerungen. Winzige Einblicke. Und der junge Mann mit dem Haar in der Farbe der Sonne.

1 | RA-1/N

Ich erlebte ihn in den grässlichsten Zuständen. Krankheiten, Verletzungen, Vergiftungen, hin und wieder auch alles zusammen. Und jedes Mal, wenn ich dachte, dass es vorbei war, dass er daran *sterben* würde, erholte er sich aufs Neue. Die Symptome verschwanden, Wunden schlossen sich in Rekordgeschwindigkeit.

Im Gegensatz zu den anderen Patienten war er in seinen wenigen wachen Momenten nicht aggressiv, weder mir gegenüber noch sich selbst. Wenn er für einige Minuten sein Bewusstsein erlangte, schrie er mich nicht an, schlug nicht um sich und riss nicht an den Fixierungen, bis seine Knöchel und Handgelenke bluteten. Ebenso wenig biss er auf seiner Lippe herum, bis sie platzte, oder zerfetzte sich mit den Zähnen die Innenseiten seiner Wangen.

Er war vollkommen ruhig, sprach nicht, sondern beobachtete nur. Verfolgte stumm und aufmerksam jeden meiner Handgriffe, wenn ich Blut entnahm, das Bett überzog oder meine Dokumentation erledigte.

Ich wusste nicht, warum er hier war, und ich fragte auch nicht nach. Mein Job war es, die Patientinnen und Patienten hier zu versorgen, mich um die Wunden und Infektionen zu kümmern und deren Heilungsprozess zu dokumentieren. Ich beobachtete Krankheitssymptome, legte Zugänge für diverse Medikamente und Nährlösungen, und prüfte die Maschinerien. Ich kümmerte mich um die Körperpflege. Ich stellte keine Fragen. Ich verlor außerhalb der WMRO-Station nie ein Wort über meine Arbeit oder darüber, was ich tagtäglich hier sah.

Das war der Deal, den ich vor zwei Jahren eingegangen war. Der einzig *mögliche* Deal, um weiterhin ein sicheres Dach über dem Kopf zu haben und nicht irgendwo in einer

ehemaligen Sperrzone zu verhungern oder erschossen oder gegessen zu werden. Zwar galt das Virus seit zehn Jahren als vollständig ausgerottet, aber wie alle anderen Stadtbewohner traute ich dem Frieden nicht. Und auch wenn dort draußen tatsächlich kein tödliches Virus mehr kursierte, lauerten in den Schatten der verlassenen Welt, fernab von den sicheren Mauern und Zäunen unserer Stadt, noch genug andere Gefahren. Allen voran *Menschen*. Nachkommen derer, die es damals nicht in eine Safe Zone geschafft, aber aus irgendeinem Grund überlebt hatten. Gerüchten nach waren diese Menschen im Laufe der Jahrzehnte zu regelrechten Wilden geworden, zu Kannibalen. Meine Kollegin Ling vertrat die feste Überzeugung, dass diese Menschen damals immun gegen das Virus gewesen waren, denn wie hätten sie dort draußen ohne medizinische Versorgung überleben sollen?

Mir war das alles ziemlich egal. Ich hatte ohnehin nicht vor, jemals einen Fuß jenseits der Mauern zu setzen, ganz gleich, ob man das inzwischen durfte oder nicht. Mir reichte der kräftezehrende Überlebenskampf hier in der Stadt völlig aus. Meine Heimat, die *Safe Zone GER. 5*, in der ich vor sechsundzwanzig Jahren geboren und direkt nach der Geburt auf der Türschwelle eines Heims abgelegt worden war. Meine Erzeugerin hatte wohl keine große Lust gehabt, ein zusätzliches Maul stopfen zu müssen. So sehr mich diese Tatsache bedrückte, konnte ich es nachvollziehen. Die Lebensmittelrationen, die man wöchentlich zugeteilt bekam, waren knapp berechnet, ebenso Ressourcen wie Elektrizität und Wasser. Verbrauchte man zu viel davon, wurde der Hahn einfach abgedreht. Und Nachschlag bei den Lebensmitteln gab es gleich dreimal nicht. Wer es nicht schaffte, sich sein Essen sinnvoll einzuteilen, musste eben hungern. Ich hatte dahingehend sowieso eine Sonderstellung, da mir mein Job kostenlose Verpflegung zur Verfügung stellte - eine vollständige, warme Mahlzeit pro Dienst, manchmal sogar

mit frischem Gemüse, das auch wie welches aussah. Nicht das geschmack- und formlose Zeug, das in Dosen oder wiederverwendbaren, abgedichteten Kunststoffbehältern mit der wöchentlichen Ration kam.

Aber trotz allem stand es meiner Generation nicht zu, über die derzeitige Situation zu jammern. Nach Jahrzehnten der heillosen, gewaltsamen und bluttriefenden Anarchie in der Stadt war inzwischen ein gewisses Maß an Ruhe, Struktur und Sicherheit eingekehrt. Jeder, der mit seinen persönlichen Daten und seinem Impfstatus als offizieller Einwohner ins Register eingetragen war, erhielt ein Dach über dem Kopf und alles, was man zum Leben brauchte. Im Gegenzug bekam man eine Tätigkeit zugeteilt, um einen Beitrag zu leisten und sich seinen Platz hier zu verdienen - und seit einigen Jahren bemühte man sich auch darum, ein System beruflicher Qualifikation ins Rollen zu bringen. Vor dem Virus hatte es ein ausgereiftes Schulsystem gegeben, mit Universitäten und unzähligen Ausbildungsmöglichkeiten, mithilfe derer man sich zu einem absoluten Fachprofi emporarbeiten konnte. Dieses System hatte mit dem Ausbruch des Virus ein jähes Ende gefunden. Die älteren Generationen erzählten davon, dass man während des Überlebenskampfes sämtliche Qualifikationen in den Wind geschossen hatte. Fachleute aus dem medizinischen Bereich gaben ihr Wissen an alle weiter, die es haben wollten. Jeder, der wusste, was er tat, durfte es auch tun, und wenn es schiefging, hatte man es zumindest versucht. Damals hatte es noch ausgereicht, wenn man wusste, wie man halbwegs hygienisch eine Wunde verband oder Spritzen setzte, immerhin ging es ums nackte Überleben, auf Feinheiten wurde kein Wert gelegt. Diese Zeiten waren vorbei. Heutzutage stiegen die Ansprüche wieder.

Ich hatte die Gelegenheit beim Schopf gepackt und mich im *Sunrise*-WMRO-Klinikum als einer der wenigen Interessenten für eine Krankenpflegeausbildung gemeldet.

Die meisten aus meiner Generation sahen keinen Sinn darin, sich irgendwelchen Ausbildungen zu widmen, wenn das Leben hier auch ohne funktionierte und man etwas Besseres tun konnte, als die Schulbank zu drücken. Beim Wiederaufbau der Stadt zu helfen, zum Beispiel. Ich selbst hatte nach jahrelanger Arbeit im Straßenbau keinen Nerv mehr gehabt. Tag für Tag hatten wir geschuftet, und doch ging nichts voran, nichts wurde fertiggestellt, ständig wurden wir von einer Ecke zur nächsten geschickt, ohne wirklich etwas zu bewirken. Eigentlich hatte ich mich nach der Ausbildung für die erweiterten Medizin-Lehrgänge melden wollen, um später als Arzt zu arbeiten, aber diverse ... *Zwischenfälle* hatten mir einen Strich durch die Rechnung gemacht.

Zwischenfälle, aufgrund derer ich jetzt vor der Tür mit der Patientennummer *RA-1/N* stand und auf meinem Pager, meinem Kommunikations- und Dokumentationsgerät überprüfte, ob die Kollegen vor mir irgendwelche Besonderheiten verzeichnet hatten. Natürlich gab es keine - mal abgesehen davon, dass sich der beängstigend erhöhte Puls zusammen mit den anderen Vergiftungssymptomen vollständig gelegt hatte. Keine Schweißausbrüche mehr, kein Erbrechen, keine eingefallenen Wangen. Der Patient mit der Kennnummer *RA-1/N* war über Nacht von seiner lebensbedrohlichen Vergiftung genesen.

Ich würde es nie verstehen. Ich würde *ihn* nie verstehen.

Mit routinierten Bewegungen steckte ich den Pager zurück in die Halterung an meinem Gürtel, ehe ich meine Augen auf Höhe des biometrischen Scanners an der Tür brachte. Leises Piepsen ertönte, begleitet vom grünen Blinklicht der winzigen LED-Leuchte, dann sprang die Tür auf.

Zülig trat ich ein, ließ das Schloss hinter mir wieder einschnappen und wandte mich dem jungen Mann zu, der in der Mitte des kahlen, sterilen Raums in seinem Bett lag,

wie immer völlig regungslos und friedlich. Die Dokumentation der Schicht vor mir hatte nicht gelogen – im Gegensatz zu gestern wirkte er kerngesund. Die Farbe war in sein Gesicht zurückgekehrt, verlieh ihm seinen gewohnten dunklen Teint, die Schweißperlen auf seiner Stirn waren verschwunden, ebenso die stark hervortretenden, roten Äderchen um seine Augen.

Die Erleichterung, die bei diesem Anblick in mir aufwallte, konnte ich nicht leugnen. Gestern hatte ich befürchtet, er könnte die Nacht nicht überleben, und dieser Gedanke hatte mich dazu gebracht, in meinem eigenen Bett kein Auge zuzutun. Patient *RA-1/N* war meine Konstante. Er war der Einzige, der schon vor meinem Arbeitsstart hier auf Station gelegen hatte und es bis heute tat, ohne Aussicht darauf, in naher Zukunft zu verschwinden. Zu *sterben*. In allen anderen Zimmern war es ein Kommen und Gehen. Manche Patienten waren mehrere Monate hier, einige auch ein Jahr, andere hingegen nur ein paar Wochen, vereinzelte sogar nur wenige Tage.

Wir vom Pflegepersonal bekamen die Toten nie zu Gesicht. Offenbar wurden die Vitalwerte ununterbrochen von Extern überwacht, von irgendjemandem, der umgehend entsprechende Maßnahmen in die Wege leitete, sobald der Tod eintrat. Diese beinhalteten, den Patienten oder die Patientin sofort aus dem Zimmer zu entfernen und dieses zu reinigen, damit Platz für die nächste Person geschaffen wurde. Wusste der Geier, was danach mit diesen Leuten passierte. Aber auch dahingehend fragte ich nicht nach. Ich hielt den Mund und tat meine Arbeit. Und ich klammerte mich in aller Heimlichkeit an Patient *RA-1/N*, der mir eine verkorkste Art von Sicherheit gab, wie sie mir auch meine ständig wechselnden Kolleginnen und Kollegen nicht liefern konnten.

Rain.

Ich nannte den Kerl *Rain*. Einfach weil ich fand, dass seine Kennnummer danach aussah. Außerdem passte der Name

zu ihm. Zu seinem tiefschwarzen, gelockten Haar, das aktuell mal wieder mit bizarr schnell gewachsener Kinnlänge glänzte und bald gestutzt werden musste, zu seinem dunklen Teint und diesen tiefbraunen Augen. Stark und geheimnisvoll wie der Regen.

Unzählige Male hatte ich schon darüber fantasiert, wie es wohl wäre, einfach die sedierenden Medikamente zu unterschlagen, ihn aufwachen zu lassen und mich mit ihm zu unterhalten. Welche Art von Mensch er wohl war? Wäre er im völlig wachen Zustand noch immer so ruhig und geordnet wie während seiner kurzen halbwachen Phasen? Oder kämen dann auch bei ihm die Aggressionen hoch, wie es bei den anderen Patienten passierte?

Fragen, die sich wohl nie beantworten würden. Und außerdem Fragen, die ich mir gar nicht stellen sollte. Hatte mein eigenes Leben wirklich so wenig Inhalt, dass ich mich so intensiv mit dem eines Patienten beschäftigen musste, der dieses Bett vermutlich niemals verlassen würde?

Ja. Exakt so war es.

Mein Leben hatte tatsächlich keinen Inhalt. Schlafen, arbeiten, essen, und der Rest der Zeit ging dafür drauf, in meiner Wohnung herumzusitzen und zu lesen, oder einen Spaziergang durch die hässlichen, verletzlichen Ruinen unserer Stadt zu machen, die gerade erst wieder auf Hochglanz gebracht wurde. Aber das war in Ordnung. In diesen Ruinen war ich aufgewachsen, sie waren meine Heimat.

Gedankenversunken trat ich näher an Rains Bett heran und zückte den Papierblock, um seine Vitalwerte handschriftlich zu notieren. Zwar wurden diese durchgehend digital gespeichert, aber die Stationsbetreiber verlangten trotzdem zusätzlich Papieraufzeichnungen. Der letzte längere Blackout, der wochenlanges Chaos und einen enormen Datenverlust verursacht hatte, war zwar schon ewig her, aber man wusste nie, ob sich dieses Ereignis nicht wiederholte. Die

Daten, die hier gesammelt wurden, schienen viel zu wichtig zu sein, um sie leichtsinnig an einen technischen Defekt zu verlieren. Also: Papier.

Flink trug ich die Zahlen in die entsprechenden Rubriken der vorgedruckten Tabelle ein. Blutdruck, Herzfrequenz, Temperatur, Atemfrequenz und Sauerstoffsättigung - und noch ein paar andere Werte, deren Abkürzungen ich nicht kannte und wohl auch nicht kennen sollte.

Bevor ich die Pflegeausbildung gestartet hatte, hatte ich mich mächtig ins Zeug gelegt, was Lesen und Schreiben betraf. Zum damaligen Zeitpunkt hatte ich zwar die Grundlagen beherrscht, dem Personal im Kinderheim sei Dank, aber es hätte definitiv nicht für die umfangreichen Skripte oder die schriftlichen Prüfungen ausgereicht. Also hatte ich selbstständig gebüffelt. Noch etwas, wofür ich belächelt worden war, vor allem von meinen damaligen, übertrieben testosteronstrotzenden Kollegen vom Straßenbau, die mich sowieso für jeden Handgriff verspottet hatten.

Keine schönen Erinnerungen, die da zurückkehrten. Aber zum Glück *waren* es inzwischen Erinnerungen. Sie würden sich nicht wiederholen.

Ich legte den Block zurück in die Dokumentenablage des Beistelltischs, ehe ich die nächste Schublade öffnete und mir die Utensilien für die Blutentnahme zusammensuchte. Mit frischen Handschuhen an den Händen rollte ich mich auf dem Hocker an Rains Bett heran, griff nach seinem Arm. Während ich den Venenstauer anlegte und die Monovette zückte, kam ich nicht umhin, zum millionsten Mal sein Gesicht zu betrachten.

Was er wohl hatte, was ihn zu Lebzeiten hierher verbannte? Eine unheilbare Krankheit? Einen Gendefekt? Viel zu oft hatte ich mich am Stationsrechner heimlich durch seine Infos geklickt, hatte die Dokumentationsakte aus Papier durchgeblättert, natürlich ohne Erfolg. Das

Pflegepersonal wusste nur das, was es wissen musste, um ordentliche Arbeit leisten zu können, mehr nicht.

Heute wachte Rain nicht auf. So gerne ich herumgetrödelt und es darauf angelegt hätte, saß mir ein strikter Zeitplan im Nacken. Ich musste weiter ins nächste Zimmer, zu einer Patientin, die erst seit letzter Woche hier war.

Seufzend schickte ich die Blutprobe über das Rohrpostsystem ins Labor hinunter, ehe ich Rains Zimmer verließ. Im Gang grüßte ich einen jungen Kerl, den ich noch nie zuvor gesehen hatte. Ein neuer Kollege, wenn man seiner weißen Pflegerkluft Glauben schenkte. Mal sehen, wie lange der es hier aushielt oder wie lange es dauerte, bis er irgendeine Art von Scheiße baute und man ihn hinauswarf. Ob er wohl auch hierhin zwangsversetzt worden war? Ob man ihm auch den Rauswurf aus der Stadt androhte, sollte er sich auch nur den kleinsten Schnitzer erlauben? Möglich.

Ich hatte gerade die Tür des nächsten Patientenzimmers hinter mir geschlossen, als draußen auf dem Gang Stimmen laut wurden. Schritte mehrerer Personen näherten sich, und es gab nur eine Berufsgruppe hier drin, die grundsätzlich in Rudeln unterwegs war: die Ärzte, die in ihren wichtigen, weißen Kitteln umherrauschten und es nie für nötig hielten, das Pflegepersonal zu grüßen oder überhaupt auch nur wahrzunehmen. Sie sprachen nur mit uns, wenn jemand etwas verbockt hatte.

Ich erwartete, dass sie vorbeiliefen und irgendwo in ihren Hochsicherheitsbüros verschwanden, wie sie es immer taten, doch stattdessen blieben sie unmittelbar vor der Tür stehen. Nein, nicht vor *dieser* Tür, sondern vor der benachbarten. Rains Zimmer.

Normalerweise ging es mir herzlich am Arsch vorbei, was die Ärzte trieben. Sie waren regelmäßig auf den Gängen und in den Patientenzimmern unterwegs, prüften diverse Dinge, kümmerten sich um die Einstellung der Medikation und erneuerten die Anweisungen im Pager-Protokoll. Das

Übliche. Allerdings war ich während meiner gesamten Zeit als Pfleger noch nie in den Genuss gekommen, sie in *Rains* Zimmer anzutreffen. Bei jedem anderen Patienten wäre es mir auf schmerzhaft Art und Weise egal, immerhin war keiner von ihnen lange genug auf Station, um eine emotionale Bindung in mir zu wecken, aber nicht bei Rain. Bei ihm war ich neugierig.

Langsam trat ich näher an die Tür heran, presste vorsichtig das Ohr an das kühle Material, einen Finger sorgsam auf den Lautsprecher des Pagers gelegt, falls dieser ein Bimmeln von sich gab. Vielleicht konnte ich ja ein paar Infos aufschnappen?

Die Tür drüben öffnete sich, dann wurden die Stimmen leiser, als die Personen eintraten – doch die Tür fiel nicht ins Schloss. Entweder hielten sie es nicht für nötig, sie zu schließen, oder es war ein Versehen.

Unschlüssig spähte ich zu der Patientin hinüber, um die ich mich eigentlich kümmern sollte. Sie sah überhaupt nicht gut aus. Ihre Brust hob und senkte sich schwerfällig mit ihren pfeifenden, mühseligen Atemzügen, ihre Wangen waren leichenblass, ihre Hände verkrampft. Mit Sicherheit kamen die Ärzte als nächstes zu ihr, um die Medikamente anzupassen, und bis dahin sollte ich mit meinen Aufgaben fertig sein. Wenn ich etwas gelernt hatte, dann, dass man sich hier nicht beim Trödeln erwischen lassen sollte.

Egal.

Kurzentschlossen drückte ich die Klinke hinunter, öffnete die Tür einen Spalt breit.

»... Endstadium überstanden, ohne die üblichen fehlerhaften Entwicklungen in Sachen Impulskontrolle zu zeigen.« Eine weibliche Stimme, geschäftig und glockenhell. »Einwandfreies Immunsystem, unglaublich schnelle Lernfähigkeit, keine Aggressionen oder andere psychische Störungen. Zumindest, soweit wir das den bisherigen Kurztestphasen entnehmen konnten. Es gab noch keine psychologische Langzeittestung.«

»Außerordentlich.« Nachdenkliches Brummen eines Mannes folgte, begleitet von Rascheln, das von Papier herrühren könnte. »Höchst außerordentlich. Ein Erfolg. Endlich. Wann wurde die physische Phase gestartet?«

»Vor drei Jahren. Das Protokoll ist seit zwei Tagen vollständig abgearbeitet, letzte Nacht sind die letzten Symptome restlos verschwunden, sein Körper ist wieder im Normalzustand. Wir sprechen uns dafür aus, dass er gleich morgen in die psychische Langzeittestung und die Konditionierung kann. Natürlich erst, nachdem entsprechende Proben des Genmaterials gesichert wurden. Gut möglich, dass der IQ *zu* hoch ist, um eine klassische Konditionierung greifen zu lassen, das muss beim nächsten Entwurf berücksichtigt werden. Jetzt sollte er ...«

Der Rest des Satzes verflog, als die Frau ihre Stimme senkte, und ich rückte instinktiv näher an den Türspalt heran, doch vergebens. Sie schienen sich abgewandt zu haben. Oder der Rest des Gesprächs war so vertraulich, dass sie es sicherheitshalber im Flüsterton fortsetzten, immerhin konnte man nie wissen, wer an der Tür stand und lauschte, richtig?

Vorsichtig trat ich den Rückzug an. Mehr würde ich hier nicht erfahren. Aber das, was ich erfahren *hatte*, reichte völlig aus, um mir Kopfschmerzen zu bescheren, obwohl ich nicht einmal alles davon verstand.

Psychologische und physische Testphasen? Ein Endstadium ohne fehlerhafte Entwicklungen? Klassische Konditionierung? Proben des Genmaterials?

Unwohlsein keimte in mir auf. Was ich da soeben gehört hatte, bestätigte meinen sorgfältig verdrängten Verdacht, dass es sich bei dieser Station nicht um die Spezialabteilung eines Krankenhauses handelte, in der schwerstkranke Menschen behandelt wurden. Es klang eher so, als würde man hier schwerstkranke Menschen heranzüchten. Und darüber hinaus klang es auch ganz so, als wären Rains Tage auf dieser Station gezählt.

2 | R: Flimmern

Schritte drangen in mein Bewusstsein.

Schritte, das Knarzen eines Stuhls, das Rascheln von Papier, leise Atemgeräusche.

Er befand sich im Raum. Ich spürte seine Anwesenheit, erkannte sie an seiner Atemfrequenz, und als ich es endlich schaffte, die Augen zu öffnen, konnte ich ihn auch sehen. Er saß vornübergebeugt auf dem Hocker neben meinem Bett, meinen ausgestreckten Arm vor sich, und wischte mit einem weißen Tuch flammend rotes Blut fort.

»Hi.« Als er bemerkte, dass ich wach war, schenkte er mir dieses vertraute, sanfte Lächeln, das ich so mochte. »Sorry hierfür.« Er wies auf meinen Arm, und dabei fiel mir auf, dass seine Hand zitterte. »Ich habe keine Ahnung, was sie hier fabriziert haben.«

Ich sah ihn nur an, einfach weil ich ohnehin nichts anderes tun konnte und weil ich mich sorgte. Zitternde Hände wiesen doch auf Nervosität oder Angst oder einen anderen bedenklichen Zustand hin, oder? Zumindest hatte ich mir das aus meinen bisherigen Beobachtungen erschlossen.

»Anscheinend wollen sie dich verlegen. Hast du das mitbekommen?« Einzelne seiner hellen Haarsträhnen fielen ihm in die Augen, als er sich noch weiter vorbeugte, und hätte ich mich bewegen können, hätte ich die Hand nach ihnen ausgestreckt und sie berührt. Ob sie wohl auch Wärme produzierten? Wie Sonnenstrahlen? Irgendeine Art von Energie mussten sie doch abgeben. »Sie meinten, du sollst in eine neue Testphase, zur ... zur Konditionierung. Ich meine, was zur Hölle soll das denn sein? Wenn *das hier* schon so eine Testphase sein soll, kann ich doch nicht ...«

Leises Piepsen unterbrach seinen Redefluss, entlockte ihm ein frustriertes Seufzen. Das war bestimmt dieses Gerät, das er immer bei sich trug.

Pager.

Das war sein Pager. Das Wort ploppte einfach in meinem Kopf auf.

»Ich muss weiter.« Der junge Mann sprang auf, das rot befleckte Verbandsmaterial fest in der Hand. »Ich komme später noch mal.«

Mit diesen Worten stürmte er aus dem Zimmer, ließ mich allein mit dem Pochen meines Herzens – und die Tür hatte sich noch nicht vollständig hinter ihm geschlossen, als ich realisierte: Ich war immer noch wach.

Mein Bewusstsein entglitt mir nicht, es erstarkte.

Langsam, aber sicher.

3 | Risiko

Das Wissen darüber, was ich getan hatte, verfolgte mich die gesamte restliche Schicht. Diesen Reflex, aus dem heraus ich Rains Tropf mit dem Sedativum zuge dreht hatte, konnte ich mir selbst nicht so recht erklären. Natürlich konnte ich jederzeit zurückgehen, ihn wieder aufdrehen und das Ganze als Missgeschick deklarieren, wenn mich jemand darauf ansprach, aber ich tat es nicht. Ich *konnte* es nicht. Nicht, nachdem ich erfahren hatte, dass sein Aufenthalt hier eine *Testphase* war.

Jetzt hatte ich Angst.

Mein Herz raste jedes Mal, wenn mir auf dem Gang die Ärzte entgegenkamen, ich fuhr förmlich aus der Haut, sobald mich jemand ansprach, durchgehend tobte die Befürchtung in mir, man könnte mich vom Gang pflücken und einem Verhör unterziehen. Und mich dann hochkant aus der Stadt werfen, wie man es mir bereits vor zwei Jahren angedroht hatte. Denn das war ja der Deal, richtig? Ich hatte damals die Regeln des Obersten Rates gebrochen, ich hatte ein Verbrechen begangen, und eigentlich hätten sie mich dafür damals schon hinauswerfen müssen. Das Angebot, stattdessen hier zu arbeiten und den Mund zu halten, war mein letzter Ausweg gewesen – immer mit dem Risiko im Nacken, dass die angekündigte Strafe doch noch eintreten würde, sollte ich mir einen Fehltritt erlauben.

Mit der wahnwitzigen, surrealen und völlig aussichtslosen Spontanidee, Rain zu helfen, spielte ich mit meinem eigenen Leben – und mit dem Risiko, draußen in der Wildnis eines grausigen Todes zu sterben.

Meine Hände zitterten unkontrolliert, als ich die Vitalwerte einer Patientin notierte. Sie waren schlecht. Nervös schielte ich in ihr Gesicht, musste tief durchatmen,

als mir ihre leichenblassen, knochigen Wangen und die blutleeren Lippen ins Auge stachen. Diese Patientin *starb*.

Und warum? War sie *wirklich* krank? Und war sie krank, weil sie Pech hatte, oder weil sie gezielt *krankgemacht* worden war? Von Anfang an hatte ich meine schreienden Zweifel und meine Theorien im Zaum gehalten, hatte mich dazu gezwungen, nichts zu hinterfragen und nur meine Arbeit zu tun, um mich selbst zu schützen. Rains Schicksal stellte Dinge mit meinen Prioritäten an, die mich in Teufels Küche bringen würden.

»Guten Abend.«

Wie vom Blitz getroffen fuhr ich zusammen. Ein junger Mann mit kurzem, schwarzem Haar stand hinter mir. Der weiße Kittel, den er trug, sowie das Tablet in seiner Hand ließen darauf schließen, dass es sich um einen der Ärzte handelte. Er musste neu sein, denn ich hatte ihn hier noch nie gesehen. Außerdem hatte er mich *begrüßt*. Das taten Ärzte normalerweise nicht.

»Hallo«, erwiderte ich den Gruß unsicher. Hoffentlich bemerkte er das Beben meiner Stimme nicht. »Ich bin gleich fertig.«

»Nur keine Eile ...« Er linste auf das Namenschild an der Brustpartie meines weißen Pfleger-Shirts. »... Mr Miller. Kommen Sie gut voran?«

»Wie immer, würde ich sagen.« Unauffällig trocknete ich meine schweißnassen Handflächen an den Oberschenkelpartien meiner Hose, zwang mich dazu, seinen Blick zu erwidern. Besser, ebenfalls höflich und freundlich zu sein, statt mich in irgendeiner Weise verdächtig zu machen. »Sind Sie neu hier?«

»Kann man so sagen.« Der Arzt – Dr. K. Jensen mit Namen, dem Anstecker an seinem Kittel nach zu urteilen – faltete die Hände vor dem Körper. »Ich komme von einem anderen Standort und vergleiche ein paar Daten. Wie lange arbeiten Sie denn schon hier, Mr Miller?«

Ich überprüfte den Tropf der Patientin, wobei ich verzweifelt die Flashbacks verdrängen musste, wie ich den von Rain vor einigen Stunden mutwillig zuge dreht hatte. »Seit ungefähr zwei Jahren.«

»Ah.« Scheinbar höchst interessiert verfolgte Dr. Jensen, wie ich die entsprechenden Utensilien zückte und mich an die Blutentnahme machte. »Sichere, professionelle Handgriffe. Da habe ich hier schon ganz andere Dinge gesehen. Sie haben nicht zufällig als einer der Ersten eine neue Ausbildung im medizinischen Bereich?«

Ich biss die Zähne zusammen, den Blick fest auf das durchsichtige Röhrchen gehaftet, das sich nach und nach mit Blut füllte. »Ja.«

»Und abgebrochen?«

»Nein, abgeschlossen.« Starr ergriff ich das zweite Röhrchen, das Dr. Jensen mir hilfsbereit hinhielt. Warum hatte dieser Typ so viel Zeit? Oder war er hier, um mich zu verhören? Weil man wusste, was ich in Rains Zimmer getan hatte? O Himmel. »Ich wollte eigentlich in die Arztkurse einsteigen, aber ... mir kam etwas dazwischen.«

»Ah«, wiederholte Dr. Jensen, nach wie vor in diesem nachdenklichen, viel zu freundlichen Tonfall, der mich schier wahnsinnig machte. »Spannend, auf welchen Wegen man hierherfindet.«

Darauf lieferte ich ihm keine Reaktion mehr, beendete stattdessen die Blutentnahme und klebte ein Pflaster auf die Einstichstelle. Wenn ich mir den Rest des Körpers der Patientin ansah, übersät mit Narben und irgendwelchen unverheilten Wunden, war dieses Pflaster ein Tropfen auf dem heißen Stein. »Ich bin fertig. Sie haben freie Bahn.«

»Sehr gut.« Dr. Jensen trat zur Seite, um mich vorbeizulassen, lächelte mich dabei an. »Wir laufen einander bestimmt noch mal über den Weg. Schönen Tag noch.«

»Danke.« Es konnte mir gar nicht schnell genug gehen, aus dem Raum zu verschwinden. »Ebenso.«

Das Herz hämmerte wild gegen meinen Brustkorb, während mich meine Beine wie von selbst durch den Gang trugen. Den Pager hielt ich mit derartiger Intensität umklammert, dass es wehtat. Was war *das* denn eben gewesen? Hatte doch jemand mitbekommen, dass ich an Rains Tropf herumgepfuscht hatte, und diesen übertrieben freundlichen Dr. Jensen auf mich angesetzt? Um zu prüfen, ob ich noch mehr Blödsinn fabrizierte? Nein, das war nicht ihr Stil. *Ihr* Stil war es, jemanden wie mich sofort aus dem Verkehr zu ziehen.

Eine neue Welle widerwilliger Reumütigkeit schwappte über mich hinweg. Schweratmend schlüpfte ich in das Zimmer des nächsten Patienten, lehnte mich an die Tür und kniff einen Moment lang die Augen zu, massierte mir mit Daumen und Zeigefinger die Nasenwurzel.

O mein Himmel.

Was hatte ich mir nur dabei gedacht? Vor allem ... was zum Henker nutzte es Rain, wenn ich einfach den Tropf abstellte? Sollte er aufstehen und aus eigener Kraft aus der Einrichtung marschieren? Nachdem er jahrelang nur im Bett gelegen war und keinerlei Muskelkraft hatte? Völliger Schwachsinn! Wenn ich wirklich wollte, dass er hier herauskam, musste ich ihm aktiv helfen. Ihn hinausschmuggeln. Ihn irgendwo unterbringen, wo man ihn nicht fand.

War er überhaupt offiziell in der Stadt registriert? Und wie sollte ich die nötigen Lebensmittel beschaffen? Ich erhielt nur die gewöhnliche Ration einer Einzelperson, ohne den Funken einer Möglichkeit, mehr abzustauben. Natürlich könnte ich wieder Lebensmittel aus der Kantine nach Hause schmuggeln, aber eine Aktion dieser Art war beim letzten Mal nicht so gut für mich ausgegangen.

Frustriert presste ich mir die Handballen auf die Augen. Ich und mein beschissenes Helfersyndrom! Hätte ich das nicht, wäre ich jetzt gerade vermutlich in irgendeinem

Seminarraum und würde mich auf mein Dasein als Arzt vorbereiten.

Ich sog einen tiefen, zittrigen Atemzug ein, dann stieß ich mich von der Tür ab, zwang mich dazu, in den gewöhnlichen Arbeitsmodus zu schalten. Sobald ich hier drin fertig war, würde ich in Rains Zimmer zurückkehren und den Tropf wieder aufdrehen. Basta. Ich sollte den Teufel tun und mich noch strafbarer machen, als ich es bereits getan hatte.

Kaum war dieser Entschluss gefallen, gingen plötzlich die Lichter aus.

Wie angewurzelt verharrte ich in der Mitte des Raums. Summend meldete sich die Notversorgung zu Wort, ließ die Monitore wieder zum Leben erwachen und schwaches Rotlicht an den Deckenleuchten aufflammen. Stromausfall. Der kam immer mal wieder vor. Bestimmt hatten sie das Problem gleich wieder behoben. Wie gewohnt, wenn auch etwas schneller als sonst, widmete ich mich dem Patienten, doch als ich nach getaner Arbeit wieder auf den Gang trat, stach mir etwas Ungewöhnliches ins Auge: Die Überwachungskamera war aus. Der rote Punkt unter der Linse, der normalerweise ihre Aktivität verriet, war erloschen, ebenso der des Geräts drei Meter weiter und von den beiden danach. Wenn man dem plötzlich aufheulenden Feueralarm und dem Tumult, der nun in einiger Entfernung ausbrach, Glauben schenkte, gab es irgendwo ernsthafte Probleme.

Probleme, die mir die Möglichkeit gaben, meinen Entschluss von vorhin noch mal zu überdenken. Ich kämpfte mit mir, die Hand um meinen Pager verkrampft, und schließlich setzte ich mich in Bewegung, mit Tunnelblick auf Rains Tür.

Das war meine Chance.

Ich würde ihn aus diesem Höllenloch befreien.

4 | Flucht

Ich hatte Rains Zimmer noch nicht erreicht, da erwachten die Sprinkleranlagen an der Decke zum Leben, sandten penetranten, kalten Nieselregen auf mich herab. Reflexartig zog ich den Kopf ein, als das Wasser meinen Nacken hinabrann, im Kragen des Shirts verschwand und unangenehm auf meinem Rücken prickelte. Der ohrenbetäubend laute Feueralarm tat den Rest, um meine Sinne auf allen Kanälen restlos zu überfordern.

Mit zusammengebissenen Zähnen riss ich einen der Wandschränke auf, in dem sich ein paar Sätze Notfall-Wechselklamotten für das Pflegepersonal befanden, zückte Oberteil, Hose und ein Paar Schuhe, nach kurzem Überlegen auch noch jeweils zwei dünne Netzhauben und Mundschutze. Danach schnappte ich mir noch einen der zusammengeklappten Rollstühle, die hier und da auf dem Gang herumstanden. Zwar fiel die Evakuierung der Patienten nicht in meinen Zuständigkeitsbereich, aber ich bezweifelte, dass in all dem Chaos irgendjemand darauf achtete, wer hier wen in einem Rollstuhl herumschob. Ich musste nur selbstverständlich und selbstbewusst genug handeln.

Nur. Mit einem letzten Blick auf die Kamera vergewisserte ich mich, dass diese tatsächlich tot war, bevor ich die Tür zu Rains Zimmer aufstieß und mitsamt Rollstuhl und den Klamotten hineinplatzte. Die wenigen Augenblicke im Sprinklerregen hatten gereicht, um mir mein Haar eklig und feucht in die Stirn zu tapezieren, von der klatschnassen Schulterpartie meines dünnen Shirts ganz zu schweigen. Hier drin war es zum Glück trocken. In den Patientenzimmern hatte man keine Sprinkler installiert, vermutlich wegen der kostspieligen

»Nein.« Schwungvoll zog er mich an sich heran, um mich zu küssen. »Nicht immer. Rational wäre es zum Beispiel, endlich zuzugeben, dass deine Haare *nicht* leuchten. Aber für mich tun sie es trotzdem. Für mich haben sie nach wie vor die Farbe der Sonne, auch wenn die Sonne wohl gar keine Farbe hat.«

Liebevoll erwiderte ich seinen Blick, ließ zu, dass er mir mit den Fingern eine Strähne aus der Stirn schob, ganz andächtig und beinahe ehrfürchtig, wie er es auch ganz zu Beginn getan hatte. »Ich schätze, an dieser Stelle wäre es wohl verschwendete Energie, dich darauf hinzuweisen, dass es noch unzählige andere Menschen mit dieser Haarfarbe gibt?«

»Ja.« Störrisch reckte Rain das Kinn. »Wäre es. Außerdem sind wir dann Sonne und Regen. Das ist schön.«

»Stimmt.« Nachdenklich verschränkte ich unsere Finger miteinander. »Das ist mir noch gar nicht in den Sinn gekommen. Wie Regen und Sonne. Das gefällt mir.«

Hand in Hand schlenderten wir zurück in Richtung Dorf, um dieses ominöse Gespräch mit Arthur zu führen, auf das Rain so drängte - und um unseren Aufbruch vorzubereiten.

Nichts hielt uns hier fest. Für ihn, für uns *beide*, war es jetzt an der Zeit, endlich zu leben. Frei zu sein.

Wie Sonne und Regen.

Die Autorin

Andrea, sehr gerne einfach Andi genannt, schreibt am liebsten im Queer-Romance-Bereich, stets vermischt mit einer ordentlichen Portion Spannung. Dabei achtet sie darauf, dass weder das eine noch das andere zu kurz kommt. Mit nötigen Sicherheitsabständen zwischen Kaffeetasse und Tastatur kennt sie sich aus, ebenso mit Erste-Hilfe-Maßnahmen, sollten besagte Sicherheitsabstände nicht ausreichen.

Obwohl sie leidenschaftliche Hobbymusikerin ist, ist Musik beim Schreiben ein absolutes No-Go - viel zu groß ist das Risiko, alles stehen- und liegenezulassen und stattdessen zur Gitarre zu greifen.

Perfektionismus, Angst und Selbstzweifel sind für sie die größten Kreativitätsbremsen.

Mit 'Like Sun and Rain' erscheint ihr sechster LGBTQ-Roman.

Nachwort

Grundmotivation dieses Buches war: Ich will unbedingt mal eine Dystopie schreiben!“

Das dachte ich mir jahrelang, habe mich aber nicht getraut. Der Recherche- und Plottingaufwand erschien mir überwältigend, die vielen bereits existierenden, grandiosen Geschichten haben mich verunsichert und natürlich habe ich an meinen eigenen Fähigkeiten gezweifelt - denn wie ihr vielleicht wisst, schreibe ich normalerweise ausschließlich in der Realität. Urban-Sachen zwischendurch mal, ja, aber eine komplett eigene Welt, in der man sich alles selbst überlegen muss/darf? Das war Neuland. Sehr beängstigendes Neuland. Und ich habe leider nun mal ein Problem damit, neue Sachen zu starten xD.

Aber jetzt sind wir hier, ihr haltet das Buch in der Hand und habt es - anscheinend - auch schon gelesen. Es hat also doch geklappt. Wieder ein Träumchen, das ich mir erfüllen durfte. Whoop, whoop.

Dankeschön an dieser Stelle an meine Lektorin Julia, die meine Texte grundsätzlich besser macht, an Giusy, die dem Projekt ein Verlagszuhausse und ein (wunderschönes!) Cover gegeben hat, und zu guter Letzt an Anni, die während des Schreibprozesses immer ein offenes Ohr hatte, wenn ich wild irgendwelche Sachen gepitcht habe oder die Selbstzweifel hochgekocht sind.

Thank you <3

Wir sehen uns beim nächsten Buch!

Andi

Table of Contents

Playlist

Prolog_| R: Die Farbe der Sonne

1 | RA-1/N

2 | R: Flimmern

3 | Risiko

4 | Flucht

5 | Entdeckung

6 | Freiheit

7 | Realität

8 | R: Schönheit

9 | Verletzlichkeit

10 | Vertrauen

11 | Die Welt

12 | Manju

13 | R: Recherche

14 | Ling

15 | Warnung

16 | R: Schmerz

17 | Rebellen

18 | Olesija

19 | Aying

20 | Kaffee

21 | Gemüse

22 | Alkohol

23 | R: Märchen

24 | Pläne

25 | Arthur

26 | Menschen

27 | R: Besuch

28 | Pläne

29 | Selektion